

Heft 16, VIII. Jahrgang.

15. Mai 1895.

Slatin Pascha.

Von Otto Fuchs-Zalab.

Fort, wohin wir die geschätzte Leserin heute führen — wenn sie sich die Mühe nimmt, uns dahin zu folgen — auf dem heißen Grunde des äquatorialen Afrika, hat außer der kühnen Reisenden Fräulein Linne, noch kein weibliches Wesen europäischer Gesittung gewiebt, wohl aber hat Manche das Sehnen eines bangenden Herzens jenen geheimnißvollen Regionen zugewendet, in denen ein Sohn, ein Bruder, ein Verwandter, ein Freund, dem Drange des Erforschens unbekannter Landstriche nachgieng und die trockene Materie der Schulgeographie gestaltete sich ihr unversehens zu einer Gemüthsbewegung.

Und man begreift das Bangen für das Schicksal jener Pioniere; denn sie haben immerfort Krieg zu führen, freilich nur einen Vertheidigungskrieg, aber der Angreifer sind so viele: Das Klima, der Eingeborene, die Wüste, der Urwald, wildes Gethier und reisende Ströme. Jeder überlebte Tag ist eine gewonnene Schlacht. Und feiert ein Forscher endlich die Rückkehr in die Heimat, so hat er einen Feldzug überstanden, der von zehn Kämpfen neun Todesopfer fordert.

Eine solche Rückkehr — zwar nicht nach der Heimat, wol aber in den Schooß der Civilisation — begieng Mitte März dieses Jahres Einer, der beinahe schon zur Mythe geworden war: der Wiener Rudolf Slatin, oder Slatin Pascha, der 16 Jahre ununterbrochen in der ehemaligen Provinz Kat el Esiba (Äquatorialprovinz) Egyptens weilte, davon 12 Jahre in harter Gefangenschaft der mahdistischen Praetorianer, der neuen Beherrscher jener Länder.

Als zwanzigjähriger Jüngling, den der Forschertrieb in die fernsten Gebiete Inner-Africas lockte, zog er aus; als ein schlagenerprobter Veteran, der in vieljährigen Kämpfen den barbarischen Feind in Schach hielt, so daß ihm der Beiname »Hammer der Araber« beigelegt wurde, kehrte der Neununddreißigjährige zurück, ein sprechendes Beispiel für jene capriciösen Schicksalswendungen, die der starke Wille des Individuums in der uneingeschränkten Freiheit jener Regionen zeitigt.

In Wien geboren, kam der damals siebenzehnjährige, junge Handelsakademiker zu Beginn der Siebziger Jahre nach Cairo in ein dortiges Handelshaus. Durch die Bekanntschaft mit dem zu jener Zeit eine Reise planenden Afrikaforscher Heuglin, bot sich ihm die Gelegenheit dar, nach dem Sudan zu gehen, aus dem er krankheits halber nach Cairo zurückkehrte. Im Jahre 1876 reiste er bejuss Erfüllung seiner Militärpflicht

nach Wien, diente als Einjährig-Freiwilliger, machte hierauf die bosnische Occupation als Reserve-Officier mit und wandte sich, nachdem er geographische und ethnographische Studien betrieben hatte, wieder Egypten zu, mit der Absicht, sich als Afrikaforscher zu betheiligen.

Alein es war eine Zeit gekommen, wo in den ungeheuren Landstrichen der ägyptischen Äquatorialprovinzen der Mann der Forschung

zurücktrat vor dem Manne des Schwertes. Gordon Pascha war Ende der sechziger Jahre damit betraut worden, durch Abschaffung des Sklavenhandels die ersten Grundsätze der Gesittung festzulegen und er begann damit, tüchtige, verlässliche und unbestechliche Europäer in seine Dienste zu ziehen, um sich der feilen ägyptischen Verwaltungsbeamten entledigen zu können. Seine Wahl fiel auch auf Rudolf Slatin, der der arabischen Sprache mächtig war, das Land auch südlich von Chartum kannte und dessen hervorragende Charaktereigenschaften und Kenntnisse ihn schon in jungen Jahren geeignet machten, eine höhere Stellung einzunehmen. Gordon ernannte ihn zum Mudir von Darra und im Jahre 1881, nachdem er sich vorzüglich bewährt hatte, zum Militär- und Civilgouverneur von ganz Darfur. Die frühere Mißwirtschaft der ägyptischen Beamten und der Raub der Soldateska hatte bei allen Stämmen jener weiten Provinzen so unerträgliche Zustände herbeigeführt, daß der falsche Prophet Mohammed Achmed, der sich als Erlöser vom Joche und Gründer des echten moslemischen Gottesreiches ausgab, nach einigen erfolgreichen Scharmützeln mit den Ägyptern einen ungeheuren Zulauf an Kriegern hatte. Mit diesen gelang es ihm, in einer Reihe blutiger Schlachten die Ägypter zu vernichten. Slatin, der sich bis zum letzten Momente gewehrt hatte, mußte sich ergeben und wurde als der Tapfersten Einer, die den Mahdi bekämpft hatten, mit hohen Ehren im Lager des falschen Propheten empfangen. Es war dies im Juni 1884.



Slatin vor seiner Gefangenschaft.

Seit jener Zeit, bis zum 20. Februar 1895, war er wohl gehüteter Gefangener. Er wurde in die Leibwache eingereiht und sein Vorgesetzter hatte strengsten Befehl, ihn stets zu überwachen. In den zwölf Jahren dieser Gefangenschaft hat Slatin viel erlebt, aber noch mehr gelitten; allein von Natur aus mit einem glücklichen, unverzagten und stets neue Hoffnung schöpfenden Temperament versehen, hat er dem Tag der Befreiung ruhig entgegengeharrt. Einmal freilich, im Anfange seiner Gefangenschaft, machte er einen Fluchtversuch; als dieser nun mißlang und seine Lage noch

unangenehmer gestaltete, da verlegte er sich auf das Zuwarten. Seine Brüder in Wien hatten jahrelang Versuche unternommen, den Chalifen zu bestimmen, Slatin freizugeben; alles blieb vergeblich.

Da endlich, zu Anfang dieses Jahres, erachteten die diplomatische Vertretung Oesterreichs in Cairo und der ägyptische Generalstab den Zeitpunkt für günstig, Slatin durch entwandte Personen zur Flucht zu verhelfen. Mit zwei Arabern wurden Contracte abgeschlossen, kraft deren circa 12.000 Gulden Jenem zugesichert wurden, der Slatin lebend nach Cairo bringen würde.

In der Neumondnacht des 20. Februar d. J. wurde die Flucht ausgeführt, nachdem Slatin einen Brief zurückgelassen hatte, in welchem er den Chalifen bat, sein Entrinnen nicht die anderen Gefangenen alle, die von seinem Plane keine Kenntniß hatten, entgelten zu lassen.

Das Gelingen der Flucht hing einzig von der Leistungsfähigkeit und Schnelligkeit der Kameele ab, denn die Flüchtlinge konnten bis zur Entdeckung von Slatins Abgang nur einen mehrstündigen Vorsprung gewinnen, den sie durch vorbereitete Relais festzuhalten hofften. Nach dem stürmischen Ritt bis zum Ende des nächsten Tages jedoch, brachen die Reithiere zusammen, und die Flüchtlinge waren genöthigt, bis zur Beschaffung neuer Kameele ein Versteck in den Gebirgen der Hassanich zu suchen, wo Slatin fünf Tage verblieb, wohl die peinlichste Zeit für Einen, der so viel Entfernung als möglich zwischen sich und die ihm sicher nachsetzenden Verfolger bringen möchte und zum Stillliegen verurtheilt ist. Diese erzwungene Rast scheint jedoch



R. Slatin 1/4. 95

heimat dann umso herzlicher empfangen werden. Das nebenstehende Bild stellt Slatin in der Gewandung dar, die er als Soldat der Leibwache getragen und in der er auch seine Flucht bis nach Assuan beverflichtete.

zu einem besonders glücklichen Umstande geworden zu sein; denn die Verfolger überholten ihn und er zog dann ziemlich sicher hinter ihnen her.

Auf dem weiter verfolgten Wüsten- und Gebirgswege mußte Slatin, da er alle Brunnen vorzüglich mied, sechs Tage jeden Trunk Wasser entbehren; Datteln waren seine einzige Nahrung; die unbefeihten Füße litten auf den spitzen Steinen und von seiner dürftigen Gewandung mußte er Stück um Stück abreißen, um dem durch die Steine am Fuße verwundenen Kameele täglich Verbände anlegen zu können. Endlich nach siebenundzwanzigtägiger Reise gelangte er nach Assuan, wo er von den englischen und ägyptischen Offizieren und der ägyptischen Garnison mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen wurde. Von dort aus brachte der Draht die Kunde seiner Flucht nach Europa.

Genährt und frisch bekleidet bestieg er dann unter den Klängen der österreichischen Volkshymne, welche die dortige Militärkapelle intonirte, das Postschiff nach Cairo. Die seit laugen Jahren nicht gehörte heimische Weise entlockte ihm Thränen der Rührung. Zwei Tage später betrat er mit unsagbaren Gefühlen in der Wohnung der österreichischen Agentie in Cairo sozujagen heimatischen Boden. Diesem selbst muß er noch bis zum Sommer fernbleiben, da der lange Aufenthalt im tropischen Afrika den jähen Temperaturwechsel von jenem zu unserem Frühlingklima nicht rätlich erscheinen läßt. Er wird in der



Der Afrikareisende.

Scenen aus dem Kleinleben. Von Ernst Eckstein.

Erstes Kapitel.

Die verwitwete Steuerrätin Maximiliane Humbracht ergriff die Windlampe.

»Kommt, Kinder!«

»Ach Tante, es ist doch kaum erst ein Viertel auf Zehn!« versetzte Martha, die Nichte der Steuerrätin.

Frau Humbracht sah auf die Uhr.

»In drei Minuten ist's halb! Auch fängt es an kühl zu werden. Na, Lore?«

Eleonore, die sechzehnjährige Tochter, warf ein wenig den Mund auf und packte die Häkelarbeit mürrisch zusammen.

Aus dem lauschigen Gärtchen, wo man zu Abend gegessen und dann bei fleißigem Schaffen geplaudert hatte, gieng's nun über den Hof, unter den breitgespannten Waschleinen her, nach dem Wohnhaus. Frau Humbracht, in der Rechten die Leuchte, in der Linken den strohgeflochtenen Arbeitskorb, schritt majestätisch voran. Die schlachtblonde Nichte und die dunkelblonde Tochter folgten in einiger Entfernung.

Bevor man ins Haus trat, wandte sich Martha noch einmal um. Sie ließ den Blick sehnsüchtig über das Gärtchen nach dem jenseits gelegenen Grundstück schweifen. Rechts im oberen Eckzimmer des zweistöckigen Baus ward jetzt eben eine Lampe entzündet. Dies Eckzimmer und diese Lampe interessirten das blonde Mädchen über die Maßen. Dort wohnte nämlich der kaiserliche Postsecretär Roderich Thiele. Meist so gegen halb Zehn kehrte Herr Thiele vom Centralbureau heim und setzte sich dann, aller Müdigkeit ungeachtet, an seinen Studiertisch. Er war fleißig geworden und colossal frebsam, seitdem er wußte, daß Martha seine Frau werden wollte. Schade nur, daß die verwitwete Steuerrätin für diese Wandlung so gar kein Verständnis besaß! Im Gegentheil. Früher, als Roderich Thiele noch nicht so streng mit sich selbst war, hatte der junge Mann freundschaftlich im Hause der Frau Humbracht verkehrt. . . Dann — seit der vorigen Herbstreise — war sie kühl geworden — und

zuletzt, gegen Ende des Winters, führte sie eine förmliche Katastrophe herbei. Der Anlaß war so gesucht, daß man blind hätte sein müssen, um den wahren Grund nicht alsbald zu durchschauen. Die Neigung Roderichs nämlich für Martha von Eymen durchkreuzte gewisse Pläne, die der Postsecretär im Zwiegespräch mit seiner Herzallerliebsten einfach als »blödsinnig« charakterisirte. . . Vorläufig war allerdings wenig zu machen; aber die Zeit bringt Rosen, und wenn Martha erst mündig war, und Roderich in die neue Gehaltsklasse vorgerückt, dann würde er auf die ganze feindselige Stimmung »blasen« und sein Blondchen heimführen, allen Projecten der unhöflichen Hausverbieterin kühllich zum Trotz!

Martha, wie sie das alles jetzt überdachte, senkte aus tiefer Brust. Langsam stieg sie die Treppe hinan. Roderich in seinem kraftvollen Selbstvertrauen unterschätzte den Einfluß der äußerst energischen Tante auf Martha's unselbständiges, zaghaftes Gemüth. Und was hier das Schlimmste war: das junge Mädchen verdankte der Steuerrätin so ziemlich Alles! Frau Humbracht hatte die Frühverwaiste — das einzige Kind ihres Bruders — zu sich ins Haus genommen und nie einen Unterschied gelten lassen zwischen der Nichte und der leiblichen Tochter. Schüchternen Muthesherzigkeit und dankbare Pietät wirkten hier also gleichmäßig, um der goldblonden Martha schon bei dem bloßen Gedanken eines Conflictes die Fassung zu rauben.

Die Corridorhüre drehte sich in den Angeln.

»Na, Martha, wo bleibst Du?« klang die Stimme der Steuerrätin.

»Ich komme schon!« rief Martha erschreckt. »Mir ist das Häkelzeug hingefallen!«

Frau Maximiliane wartete, bis ihre Nichte hereingeschlüpft war, brückte die Thüre in's Schloß und drehte den Schlüssel um.

»Was liegt denn da auf dem Spiegeltisch?« fragte die Steuerrätin. »Ein Brief mit dem Stempel Karlsbad. . . Die Handschrift kommt mir bekannt vor. . . Ach, richtig von unserem allberühmten Professor! Lore,

mach' doch rasch mal im Wohnzimmer Licht! Das muß ich in rechter Gemüthsruhe lesen!»

Martha nagte die Lippen, schob, sichtlich verlegen, den vollen Haarnoten am Hinterkopfe zurecht und folgte der Tante ins Wohngemach, wo Lore die Gastkrone ansteckte und sich dann breit in den Sessel warf.

Maximiliane strahlte vor Wohlgefühl. Mit fast theatralischen Pathos begann sie, wie folgt:

»Hochverehrte Frau Steuerräthin!

»Verzeihen Sie, daß ich so lang mich in Schweigen hüllte! Aber Sie ahnen ja nicht, wie unerhört ich in Anspruch genommen bin! Meine

Thätigkeit an der Hochschule, die zahllosen Vorträge, die gesellschaftlichen Verpflichtungen, — und dann zum Frühjahr die große literarische Arbeit! So hab' ich denn alle Correspondenzen vollständig in der Schwebe gelassen, und heut' erst komm' ich dazu, Ihnen von Karlsbad aus einen freundlichen Gruß zu senden. Ich weile hier nämlich seit Mitte Mai, um mich von den Strapazen der Wintercampagne ein wenig auszurufen. Das Schreiben war mir während der Cur absolut untersagt. Der Arzt constatirte bei mir die Anfänge eines Leberleidens...«

»Bäh!« machte Eleonore.

Die Steuerräthin ward dunkelroth. »Was soll das heißen?« frug sie mit einem strafenden Blick über die Brille hinweg.

»Leberleiden! Ich finde das ganz scheußlich!«

»Und ich finde Dein Bäh im höchsten Grad ungehörig! Was hast Du hier, Bäh zu sagen? Psui, schäm' Dich! Mach' augenblicklich, daß Du in's Bett kommst!«

»Aber Mama!« rief Eleonore. »Du bist immer gleich so entsetzlich böse...«

»Schweig und entferne Dich!«

»Gute Nacht!« schmolte der Bäckfisch, langsam hinausschreitend. »Wahrhaftig, man wird hier behandelt!... Kommst Du nicht auch, Martha?...«

»Martha bleibt!« sagte die Steuerräthin bestimmt.

»Sie hat den Professor gewiß nicht beleidigen wollen,« stotterte Martha. »Sei doch so gut und wolle die Ungezogenheit Eleonorens nicht noch beschönigen! Uebrigens weiß ich genau, warum Du jetzt ihre Partei nimmst. Das war Dir ja gerade recht, daß sie mit ihrer dreisten Bemerkung den Mann lächerlich machte...«

»Wie so, gerade recht...?«

»Weil er Dir neuerdings antipathisch ist. Damals in Elgersburg, als wir ihn kennen lernten, fandest Du ihn außerordentlich interessant...«

»Das thut' ich noch, Tante! Ich schätze ihn als großen Gelehrten, als lebenswürdigen alten Herrn...«

»Alten Herrn? Laß doch diese geschmacklosen Redensarten! Ich wittre dahinter eine Demonstration, die ich nicht dulden kann. Du weißt sehr wohl, daß Keuling ein Mann in den besten Jahren ist...«

»Hoch in den Vierzigen...«

»Sechszundvierzig ist nicht hoch in den Vierzigen! Na, und Du wirst Anfang October schon zwanzig! Der Unterschied ist gar nicht so fürchterlich...«

»Aber Tante! Du denkst doch nicht etwa im Ernste...?« Ich kann mir auch gar nicht vorstellen, daß ein so weltberühmter Afrikareisender...«

»Gerade auf Dich verfällt?« ergänzte die Steuerräthin. »Ja freilich, aus gewissen Gesichtspuncten erscheint das ja räthselhaft. Ich mache mir

keinerlei Illusionen: Du bist ein gutes, häuslich erzogenes Mädchen, leidlich hübsch, aber durchaus nicht bedeutend. Indes — die Männer sind unberechenbar. Faust verliebt sich in das beschränkte, nichtsagende Gretchen. Ebenfalls unbegreiflich, aber doch sicher dem Leben getreu abgeläuscht! Kurz, wie ich schon neulich betonte: ich habe die klarsten Beweise dafür, daß Theophil Keuling sich lebhaft für Dich interessirt. Aber was reden wir da! Laß doch erst einmal seh'n! Vielleicht enthält dieser Brief schon die Werbung...«

»Das wolle der Himmel verhüten!«

»Martha! Du wirst mich noch ernstlich in Zorn bringen! Ein

Afrikareisender! Ein Professor an der Berliner Hochschule! Und da geberdest Du Dich... Aber ich weiß ja leider Gottes, wie das zusammenhängt! Dieser Postsecretär mit dem unleidlichen Gigerl-Gesicht steckt Dir im Kopf und ist mit aller Gewalt nicht hinauszutreiben! Hüte Dich, Martha! Wenn ich nur das Geringste noch merke... Na, Du kennst mich, und darum genug! Jetzt hör' mir zu...! Wo war denn das...? Ja, hier...«

Sie rückte die Brille zurecht und fuhr mit der Vorlesung des Keulingschen Briefes fort:

»... Uebermorgen gebenk' ich hier abzureisen und gegen drei Uhr nachmittags in Elbsorenz einzutreffen. Die freundliche Einladung, bei Ihnen zu wohnen, mit der Sie in Elgersburg mich beehrt haben, darf ich aus mehr als einem Grunde nicht annehmen. Die Beherbergung eines Gastes, zumal eines Herrn, würde doch allerlei Unständlichkeiten verursachen. Auch möchte ich selber — Sie verzeihen mir diese Offenheit — nicht das Gefühl haben, als ob ich genirte. Ich habe in Dresden ein paar lebenslustige alte Universitäts-Kameraden, die meist sehr langstielige Reminiszenzen feiern. Diesen Verbrüderungsfeiern kann ich nicht ausweichen; ich würde da wiederholt zu sehr später Stunde nach Haus kommen, — und das wäre mir peinlich... Da ich indes jedenfalls vier oder fünf Tage in Dresden Station mache, so hoffe ich, unsere angenehmen Beziehungen in recht ausgiebiger Weise erneuern zu dürfen. Kann ich es möglich machen, so werde ich schon am Tage meiner Ankunft bei Ihnen vorsprechen. Bitte, empfehlen Sie mich Fräulein Martha und Ihrem lustigen Töchterchen. Die Tage von Elgersburg stehen mir in gar lieber Erinnerung. Besonders wird mir die letzte Partie nach Zlmenau, auf der mir Fräulein Martha ein so lebenswürdiges Bild Ihres häuslichen Lebens entwarf, allezeit unvergeßlich bleiben.

Also auf fröhliches Wiedersehen in Ihrem traulichen Heim! Verehrungsvoll

Ihr herzlich ergebener Prof. Keuling.«

Martha hatte in stummer Ergebung mit zugehört. Daß der Professor gerade dieser Partie nach Zlmenau mit so erstaunlichem Nachdruck gedachte, stößte ihr ein langes Gefühl ein. Sie war damals so harmlos gewesen, so ganz ohne Ahnung. Und das hatte der Mann sich am Ende so ausgelegt... Schrecklich!

Die Steuerräthin berechnete.

»Der Brief ist von gestern. Der Professor reißt also morgen. Nach alledem ist es so gut wie gewiß, daß wir ihn morgen Abend zum Thee



haben. Die Wendung, kann ich es möglich machen, ist mir ein Ausfluß seiner Bescheidenheit. Wahrgastig, er ist mehr als bescheiden! Man merkt ihm so deutlich an, wie gern er hier bei uns wohnte! Aber er fürchtet, uns lästig zu fallen! Zu rücksichtsvoll, dieser Professor! Als ob uns das im entferntesten störte, wenn er nun wirklich einmal etwas später nach Haus käme...«

»Er weiß auch vielleicht, daß wir nicht Platz für ihn haben...«

»Wie? Platz? Platz genug! Euer Zimmer würd' ich ihm einräumen! Das Bett Dorchens käme zu mir, und Du könntest im Wohnzimmer auf dem Divan schlafen.«

»Das wäre doch ein schrecklicher Umstand!«

»Natürlich! Dir paßt das nicht! Du möchtest wohl gar, daß ich auf dem Divan schlafe, nur damit Du verwöhnte Prinzessin Deine Ordnung behältst? Ich finde das wirklich ein bißchen stark! Und man greift's doch mit beiden Händen, daß der Professor hauptsächlich Deinetwegen in Dresden Station macht! Aber denkst Du vielleicht, Du unbanbares Geschöpf, ich lass' mich durch solche Thorheiten irren machen? Nun erst recht! Der Mann kommt mir nicht wieder fort! So wie er den Fuß hier über die Schwelle setzt, schick' ich den Hausmann nach dem Hotel, um das Gepäck zu holen! Oder noch besser: ich geh' an den Bahnhof...«

»Morgen um drei sollst Du ja anprobieren.«

»Ja so, die Schneiderin! Dumm! Na, dann bleibt's dabei: ich erwarte ihn hier und halte ihn hier fest... Gleich morgen in aller Frühe räumt Ihr das Zimmer um. Er braucht gar nicht zu wissen, daß die Stube für gewöhnlich von Euch bewohnt wird.«

Martha senkte den Kopf.

»Sei doch vernünftig, Kind!« fuhr die Steuerrätin mit auffälliger Innigkeit fort. »Ich kann und darf doch nicht zugeben, daß Du Dein Glück unter die Füße trittst! Noch dazu um eines so windigen Fantases willen, der doch bestimmt keine ehrlichen Absichten hat. Nein, Martha! Ich habe ganz zuverlässige Anhaltspunkte! Genug davon! Der Postsecretar Thiele existirt für uns nicht! Freuen wir uns auf den lieben, interessanten Besuch, der morgen hier seinen Einzug hält — und geh'n wir zu Bett! Ich bin müde zum Hinfallen.«

Zweites Kapitel.

Am folgenden Morgen, gleich nach dem Frühstückstee, begann die Umräumung. Frau Maximiliane bot alles auf, um das improvisirte Fremdenzimmer so wohllich und hübsch einzurichten als möglich. Links an den Platz, wo die Bettstatt Leonorens gestanden, kam eine kleine Commode und ein vergoldeter Blumenkänder mit einer Fächerpalme. Auf die Commode spreitete man die blaßblau gemusterte Tischdecke, ein Prachstück, das nur bei ganz besonderen Gelegenheiten aus dem Weiszeugschrank geholt wurde. Eigenhändig trug Frau Maximiliane herzu, was sie an Büchern für zweckentsprechend und decorativ hielt: vorab das zweibändige Werk Theophil Keuling's »Angra Pequena«; dann die reich

illustrirte Erzählung »Unter den Tropen«, die durchweg in Afrika spielte; ferner die »Reiseschule« von Arthur Michels, »Wägelin Meisters Wanderjahre« und das Textbuch der »Afrikanerin«.

Nachdem dies Alles künstlerisch arrangirt war, stelte sich Maximiliane breit auf die Schwelle und warf einen ernst-prüfenden Blick auf das schöne Gesamtbild...

Etwas konnte vielleicht noch gethan werden...

Nun fiel ihr ein, daß der älteste Sohn ihrer Nachbarin Zilfett einen prächtigen Globus besaß. Ein Globus — das war der natürlichste und angemessenste Schmuck für das Logirzimmer eines Weltreisenden. Im Anblick der meeresumflutheten Erdkugel, die ihm vertraut war wie den alltäglichen Menschen der Marktpraz ihres Geburtsortes, würde er sich sofort heimlich fühlen. Wie schön, wenn er sich Früh beim Erwachen schon jagen dürfte: »Ach, da liegt ja mein theures, herrliches Afrika mit dem ehrwürdigen, tief-schwarzen Aequator! Dort das Spitze, das ist das Vorgebirge der guten Hoffnung, wo ich so manchen lieben Tag lang geforscht habe! Und nicht weit davon seh' ich die vielen herrlichen Landschaften, die für ungeographische Leute so schwer zu behalten sind!

Ein köstlicher Einfall!

Den Regenmantel über die etwas schlotternde Matinée geworfen, eilte Frau Maximiliane hinüber zu ihrer Freundin Zilfett. In fliegender Hast wurde das Anliegen vorgebracht und mit nachbarlicher Bereitwilligkeit gewährt. Das Dienstmädchen der Frau Zilfett mußte der Steuerrätin die mächtige Kugel vorantreiben. Frau Maximiliane folgte mit dem lächelnden Selbstgefühl einer Kaiserin, die dem Reichsapfel nachschreitet.

Nachdem sie den Globus neben die Fächerpalme gestellt und die östliche Halbkugel mit der gelbgrauen Ländermasse von Afrika nach vorne gedreht hatte, widmete sie den übrigen Räumen des Hauses eine ängstliche Aufmerksamkeit. Apollonia, das Dienstmädchen, mußte im Wohnzimmer und im Salon die Fenster putzen. Martha und Leonore stürzten sich über die Blumentische und wuschen die Blattpflanzen ab. Schließlich ward mit äußerster Sorgfalt überall Staub gewischt, ein Bild »Frühlingsglaube«, das seit Wochen ein wenig schief hing, durch einen Drahtstift in die lothrechte Lage gebracht und der Sprung in der Ecke des großen Trumeaupiegels durch eine rothbraune Drapirung ungezwungen bemäntelt.

Unterdes war es halb zwölf geworden. Frau Maximiliane zog sich rasch um, setzte den schwarzen Capothut mit den echten Pariser Weichen auf und nahm die Pferdebahn nach dem Postplatz. Sie hatte die mannigfaltigsten Einkäufe zu bewerkstelligen.

Während die Tante dahinwollte, mußte die seufzende Martha auf höh'ren Befehl ein paar Kapitel aus Keuling's »Angra Pequena« studieren und etliche Sätze — die Auswahl blieb ihrem eignen Ermessen anheimgegeben — sich wortgetreu einprägen.

Es schlug halb drei, als Frau Maximiliane mit ihrer Handtasche und fünf Extra-Paketeten ihr friedliches Heim betrat. Sie leuchtete; ihr Antlitz glühte und troff, die Hitze war schauerhaft...

— * * * Fortsetzung folgt. * * * —

Der letzte Schilling.

Skizze von Ed. Föhl.*

Über das Gesichtchen des kleinen Gymnasiasten huschte es wie eine Regenwolke. Zwei schwere Tropfen quollen aus seinen Augen, aber er hütete sich, sie hinwegzuwischen. Dazu hätte er ja die geballten Hände öffnen müssen, und das wollte er um keinen Preis. Der Vater sollte nur sehen, daß auch das Untergymnasium seinen Ehrbegriff hat, zumal die vierte Classe, die schon an der Schwelle des Obergymnasiums gelegen ist.

Was war denn eigentlich geschehen, das den väterlichen Schopfbentler entfesselte? In der Stehbierhalle hatten sie ein Glas Bier getrunken und dann hinter einem Hausthor eine Cigarette geraucht. Wer sie dabei beobachtet hatte, war ihnen unbekannt. Genug, sie bekamen Sittennoten und bei der nächsten Auskunft wurde es den Eltern mitgetheilt. Auf diese Weise erhielt Toni von seinem Vater zuerst einen Schopfbentler und dann einen Sermon.

»Ich werde Dir geben, Stehbier trinken und Cigaretten rauchen!« sagte der Vater ohne Aufwallung, aber mit Nachdruck.

»Ist's denn gar so was Schlechtes?« vertheidigte sich Toni, während ihm das Wasser in den Augen seinen Papa verdoppelt innerhalb einer Reihe von großen verschwimmenden Ringen zeigte.

»Es ist ungehörig von Euch Knirpsen und nach den Schulfesegen verboten, das genügt. Zu meiner Zeit wäre es Euch nichtsnutzigen Jungen schlecht ergangen, das kann ich Dir sagen.«

Der Kleine erwiderte nichts, doch schien es dem Vater, als ob der Sünder sich dächte: »Wird auch nicht so arg gewesen sein damals.« Daher zog er ihn auf das Sopha an seine Seite, freichelte die eben gebeutelte Kopfstelle glatt, und erzählte ihm eine Geschichte aus seinen eigenen Gymnasialjahren.

»Siehst Du, vor dreißig Jahren wurde dergleichen im Gymnasium noch mit einem Schilling bestraft, mit einem solennen Schilling, in Gegenwart des Directors und Ordinarius sowie im Angesichte der ganzen Classe. Ich habe noch eine solche Execution mitangesehen, die letzte, die in unserem Klostergymnasium vorgenommen wurde, denn bald darauf wurde die Prügelstrafe in der Schule wie im Heer gänzlich abgeschafft. Nie werde ich den schrecklichen Eindruck vergessen, den der ganze Vorgang auf mein Ehrgefühl hervorgebracht hat.

Die Sache hat sich ebenfalls in der vierten Classe abgespielt. Wir waren etwa dreißig Schüler. In der Provinz sind die Gymnasien nicht so vollgepfropft, wie in der Hauptstadt. Drei unserer Mitschüler, Bauernsöhne, waren ertappt worden, als sie in einer verrufenen Schenke Bier tranken, rauchten und Karten spielten. Sie konnten nicht leugnen, leugneten auch nicht, sondern verantworteten sich, daß sie von einigen Soldaten aus ihrem Heimatsbezirke zu einem landsmannschaftlichen Trunk in die Schänke mitgenommen worden seien. Dies war nur geeignet, ihr Vergehen noch schwerer erscheinen zu lassen; denn die Soldaten galten damals nicht als die Blüthe der Menschheit.

Das Collegium der Professoren verhängte über alle Drei die Strafe, welche vorauszusehen war: je einen Schilling. Zwei von den Verurtheilten, aus wohlhabenderen Häusern stammend, erklärten, diese entehrende Strafe nicht anzunehmen. Darauf wurden sie aus dem Gymnasium ausgestoßen und durften in diesem Kronlande nicht mehr weiterstudieren. Der Dritte aber, ein armer Kerl, war außer Stande, dem Beispiele der Anderen zu folgen. Er mußte auf diesem Gymnasium bleiben, weil er sein Leben durch Kosttage im Stift und in Privathäusern fristete,

* Aus dem in unserem Verlage erscheinenden Buche: »Wiener Kinder«.

somit nicht freizügig war. Er hat im Carcer, allein es half nichts. Der Schilling wurde ihm nicht geschenkt, des Beispiels halber.

So kam denn der Vormittag heran, an dem die Execution im Classenzimmer selbst vollzogen werden sollte. Ich erinnere mich noch, daß mir damals so ähnlich zu Muth war, wie vor dem Gang auf die Gaide hinaus, wo kurz vorher ein Raubmörder gehängt worden war und nach damaligem Brauch bis Sonnenuntergang am Pfahle blieb, so daß ihn alle Neugierigen, darunter auch wir Buben, betrachten konnten. Man war zu jener Zeit, obgleich sie noch nicht weit hinter uns liegt, in allen Stücken härter als jetzt.

Mir klang das Glöcklein der Zehn- uhr-Messe wie ein Zügelglöcklein, als es hineindrang in das schwüle Classenzimmer, wo unser unglücklicher Kamerad — Alois war sein Vorname — bleich und schweigsam in unserer Mitte auf die Erfüllung seines Schicksals wartete. Die zwei anderen Verurtheilten waren schon nicht mehr anwesend; sie hatten unmittelbar nach dem Spruche des Professoren-Collegiums die Anstalt verlassen müssen. Wir trösteten Alois, daß der Schilling nicht so arg ausfallen werde; Peterl, der Bedell, sei ja eine gute Seele und werde sich nicht mit aller Kraft hineinlegen.

Endlich hallten Schritte auf dem Corridor. Die Professorin, an ihrer Spitze der Director, erschienen, gefolgt von Peterl, der ein Ruthenbündel trug, gleich einem römischen Victor. Der Director hielt eine Ansprache an uns, in welcher wir gewarnt wurden, uns niemals ebenso strafwürdig zu machen, verlas dann das Urtheil über alle drei Uebelthäter und übergab den zitternden Alois dem Bedell zur Ausführung des auf einen Schilling lautenden Erkenntnisses. — Wie ein Henkersknecht kam uns Allen der sonst so gutmüthige Bedell vor, als er jetzt, während die Professoren etwas bei Seite traten, einen Stuhl auf die Kathedertribüne stellte und den Delinquenten mit gespannter Hohe darüber bog. Dieser verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und es schüttelte ihn am ganzen, schmachvoll gebeugten Körper wie im Fieber. Er schluchzte, der arme Teufel.

Auf einen Wink des Directors hob der Bedell das Ruthenbündel und es fiel klatschend auf die Rückseite des Opfers. Kein

Schmerzenslaut ertönte — wir merkten, daß Peterl viel Lärm um nichts machte. Eine einzige der dünnen Ruthen hätte zehnmal mehr geschmerzt, als das vereinigte runde Bündel. Wieder klatschte es nieder und noch dreimal, ohne daß Alois ein Zeichen von sich gab. Dann erklärte der Director salbungsvoll, daß der Rest des Schillings dem Gezüchtigten gescheakt sei und daß niemand ihm die ausgestandene Strafe vorwerfen möge. Diese Bemerkung war unnöthig; denn wir hatten schon vorher verabredet, unserem Kameraden feierlich die Schmach von der Stirn zu küssen. Kaum erhob er sich, übergossen von Scham, so stürzten wir Vordersten auf ihn zu und, unbekümmert um die Anwesenheit der gestrengen Commission, umarmten und küßten wir ihn, tätschelten seine brennenden Wangen und führten ihn auf seinen Platz zurück. Der Director sagte kein Wort, der Ordinarius nickte uns zu, und als das hochnothpeinliche Gericht die Classe verließ, schlich Peterl mit gesenktem Kopfe hinterher, nicht als ob er den Schilling gegeben, sondern als ob er ihn selbst empfangen hätte.

In der Folge wurden etliche Buben aus anderen Classen, die Alois wegen des Schillings zu hänseln versuchten, von uns durchgehauen, bis allmählig Gras über die abscheuliche Angelegenheit wuchs. Aus Alois aber ist später ein verbitterter, menschenscheuer Gesell geworden, der als Schullehrer in einem entlegenen Gebirgsdorf seine Tage beschloß.

Nun, Toni, bist Du nicht ein glückliches Kind, daß Du nicht mehr in der Epoche der Schillinge lebst?«

»Papa,« versetzte der Knabe, »das wäre heute gar nicht mehr möglich. Weißt Du, was in gleichem Fall bei uns in der Classe geschehen wäre?«

»Na, was denn?«

»Wir hätten alle zusammen den Bedell auf die Bank gelegt und ihn mit seinen eigenen Ruthen durchgeprügelt. Wir haben eine Classen-Ehre, der niemand nahetreten darf.«

»Taugenichts, ich werde Dich gleich noch einmal heuteln für Deine Classen-Ehre, warte!«

»Meinetwegen Papa — das bleibt ja streng unter uns. Aber ich werde dann einst meinem Sohn erzählen, wie roh das Zeitalter war, in dem es noch Schopfsbeutel gegeben hat.«



Ed. Pögl.

Gedichte

Von Minna Urbantschitsch.

Kinder-Lieder.

1.

Mutter, Mutter, ist es wahr,
Man kann auch »Gott« alleine sagen?
Ich sagte ja doch immerdar
Nur »Lieber Gott« in allen Tagen!
Das wird ein and'rer Gott wohl sein,
Ein fremder, den wir gar nicht kennen?
Den meinen, nicht wahr, Mütterlein?
Kann man den »lieben Gott« nur nennen!

2.

Ja, wenn ich einmal größer bin,
Nicht in die Schule gehe,
Und auf die kleinen Blumen hin
Von hoch hinunter sehe;
Wenn ich die Höpfe flecht' allein,
Kein Scheltwort mehr vernehme,
Was wird das wohl für Leben sein?
Ach! wenn's doch bald nur käme!
Werd' ich dann Kaiserin vielleicht
Und hoch berühmt von allen?
Gar reich und stolz? — Doch nein,
mir dünkt,
Das will mir nicht gefallen!
Ich werde lieber wie Mama,
Die lächelnd auf mich blicket,
Und, spring ich jauchzend dann ihr
nach,
Mich fest an's Herze drückt.



Ein Orgelklang.

Wie still ist's in der Kirche hier!
Ich bin der Welt entrückt und mir;
Gott selber dünkt mir nur ein Traum,
Fern, märchenhaft, ich fass' ihn kaum.
Da plötzlich tönt mit vollem Klang
Die Orgel durch die Stille her,
Und mich durchschauert's fromm und bang,
Als ob mir Gott jetzt nahe wär!
Ich fühl's, wie mich sein Hauch durchweht,
Fühl's, wie die Thräne mir entfließt,
Wie Glaube einzieht im Gebet,
Ich fühl' es, ja mein Gott, Du bist! ...
Nun knie' ich nieder bang und froh,
Andacht in tiefster Seele mein,
Ich weiß nicht, doch ich denke so,
So muß wohl auch die Liebe sein.

Gefangener Frühling.

Draußen schneit es unabsehlich.
Hier im Stübchen ist es warm,
Dich, mein Liebling, halt ich fest,
fest und sicher in dem Arm.
Weißt Du, warum ohne Ende
Grimme Kälte draußen währ?
Zwischen dieses Zimmers Wände
Ist der Frühling eingeschperrt.



An ein Kind.

Gewiß, Gott hat
Dich hergesandt
Vom Himmel in
das Erdenland,
Ich seh' ja in den
Augen Dein
Noch jetzt des Him-
mels Widerschein.

Was Wunder, Du mein Herzenskind,
Daß wir nun wie im Himmel sind,
Wenn er aus Deinem Augenpaar
Aus strahlend anblickt, immerdar!

Du selbst.

Du legest stets Dein Selbst, Dein Herz,
In das, was Du erlebst hinein,
Darum erblickst Du allerwärts
Der eignen Seele Widerschein.
So wie Du bist, dünkt Dir die Welt;
Das selbe, das Dich heut entzückt,
Scheint morgen Dir vielleicht entstellt,
Wenn trübe Stimmung Dich bedrückt.
Drum klag die Außenwelt nicht an,
hoff' nie, daß sie Dich ändern kann,
Versenk' Dich in Dein eig'nes Ich,
Denn nur Du selber rettest Dich.

Der Ring des Amasis.

Erzählung nach dem Englischen des Lord Byron. — Deutsch von Leo Gerhard.

(9. Fortsetzung.)

Juliette an Therese.

Ich fürchte, daß die Strapazen des letzten Feldzuges Conrad's Gesundheitszustand stärker erschüttert haben, als sein gutes Aussehen vermuthen ließe. Es kam in der letzten Zeit wiederholt vor, daß er plötzlich bleich und schlief, seine Augen schienen starr und wie verglast, und seine Züge krampften sich in erschreckender Weise zusammen. Diese Anfälle sind, so sagt er mir, die Folgen der überstarken Mittel, welche die russischen Militärärzte angewendet haben, um ein heftiges Fieber zu dämpfen, welches durch eine Wunde hervorgerufen wurde, die ihm fast das Leben gekostet hätte.

So erschreckend diese Anfälle sind, sind sie doch nicht gefährlich; trotzdem werde ich nie den Abend vergessen, an welchem ich zum ersten Male Zeuge eines solchen Nervenanzalles war.

Conrad und ich spielten Schach und Mama war in ihrem Fauteuil am Kamin eingeschlafen. Es war eine stürmische Nacht. Wir hörten das Knarren der Thüren in den leeren Zimmern über uns; das ganze Haus schien erfüllt von fremdartigen, unheimlichen Tönen; die weißen Blätter wirbelten in der Luft und wurden an die Fensterscheiben geschleudert, was ein seltsames, unangenehmes Geräusch hervorbrachte, das sich immer von Neuem wiederholte. Conrad ist ein vorzüglicher Schachspieler; ich dagegen spiele ziemlich schlecht, er gibt mir deshalb immer einen Thurn vor. An diesem Abende dauerte die Partie länger als sonst; Jeder von uns beiden war eifrig bestrebt, zu gewinnen. Zum ersten Male hatte ich den Plan meines Gegners vollständig durchschaut und nahm alle Kräfte zusammen, um seinem Angriff Widerstand zu leisten. So oft er mich überrumpeln wollte, überraschte ich ihn durch einen Gegenzug. Endlich rief er aus: »Jetzt, Juliette, kannst Du mir nicht mehr entgegen!« und machte mit seinem Springer einen Meisterzug, während ich eben geglaubt hatte, ihn matt setzen zu können. Ich ärgerte mich so sehr, daß ich am liebsten die Figuren zusammengeworfen hätte; aber, plötzlich, wie durch einen Zauber, sah ich einen Ausweg. Der Thurn, den ich in Reserve gehalten hatte, war wie von Geisterhänden geschoben, in den Vordergrund gerückt und bot seinem Könige Schach. Ich hatte die Figur in dieser Stellung erst gesehen, als Conrad seine Hand vom Spiele zurückzog und glaubte anfangs, Conrad hätte den Thurn mit seinem Knecht nach vorwärts geschoben. Vor dem Thurn aber standen Figuren, die er in diesem Falle hätte umwerfen müssen, und es ist mir bis jetzt unbegreiflich, wie dieser Stein so weit vorwärts gekommen war. Ich hatte übrigens nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn, als ich zu Conrad auf sah, um ihn zu fragen, bemerkte ich, daß er leichenblau war; seine Lippen waren blau gefärbt, sein Blick starr und zeigte den Ausdruck höchsten Entsetzens. Und als ob das Schreckliche dieser plötzlichen Verwandlung noch erhöht werden sollte, flüsterte die Mutter im Schlafe vor sich hin: »Ja, Felix, ich weiß, ich weiß!« Ich wollte Conrad, der sich von seinem Stuhle erhoben hatte, zu Hilfe eilen, aber er stieß mich mit der Hand zurück und verließ mit unsicherem Schritte das Zimmer, seinen Weg wie ein Blinder suchend, der sich an den Wänden forttafste.

Glücklicherweise schlief die Mutter, während sich all das ereignete, und ich habe ihr nichts davon erzählt. Aber später frug ich sie, wovon sie geträumt habe. Sie hatte es vergessen, sie erinnerte sich gar nicht mehr, geträumt zu haben.

Seit diesem Abend haben wir nicht mehr Schach gespielt.

In einem anderen Briefe, welcher ungefähr um dieselbe Zeit geschrieben wurde, äußerte sich Juliette folgendermaßen:

»Ich fürchte, liebe Therese, daß Conrad mir den wahren Grund seiner geheimnißvollen Anfälle zu verheimlichen sucht, und daß diese in irgend einem Zusammenhange mit den schrecklichen Ereignissen vom 14. September stehen.

Es scheint, daß sich Conrad zum erstenmale in seinem Leben einer höheren Macht unterthan fühlte, der Vorsehung, dem Gewissen, oder wie Du es sonst nennen willst. Ah, liebe Freundin, wie schrecklich müßte der Glaube an Gott sein, wenn wir nicht an seine Liebe glauben dürften! Ich bin überzeugt, daß sich Conrad Vorwürfe darüber macht, daß er nicht im Stande war, meinen geliebten Felix zu retten. Denn, so nachsichtig er gegen Andere ist, so strenge ist er gegen sich selbst. Fromm ist er nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem wir dieses Wort verstehen; aber er ist gerecht und großmüthig, offenherzig und selbstlos. Der Vater, dessen Glaube fest und rein wie Bergkristall war, sagte immer: »Wir brauchen uns nicht zu ängstigen, weil Conrad nicht fromm ist in unserem Sinne. Den Mangel an religiöser Ueberzeugung ersetzt sein strenges Pflichtgefühl, sowie die vornehme Art seiner Lebensauffassung. Darum sorge ich auch nicht. Der Tag wird kommen, an welchem die Liebe, die unser Aller Meisterin ist, in das Herz meines Sohnes dringen wird; dann werden die Schuppen von seinen Augen fallen und seine Hände werden sich zu einem Gebete falten.«

Nächstehend noch ein Auszug aus Julietten's Correspondenz, mit welchem ich diesen Theil meiner Erzählung schließe.

Juliette an Therese.

Conrad hat uns sehr erschreckt. Diesemal war die Mutter bei uns. Glücklicherweise hat sie das Geschehene nur für einen Zufall gehalten. Ich aber denke jetzt anders darüber und bin entsetzt. Indessen, dieses Ereigniß hat uns vor einem fürchterlichen Tode bewahrt. Ich erblickte darin die Hand der Vorsehung, welche sich oft schmerzhafter Mittel bedient, um dem Guten zum Siege zu verhelfen.

Der Tag war warm und schön. Conrad forderte uns auf, eine Spazierfahrt zur Mühle zu machen, welche sich in der Nähe des sogenannten Niesenfelsens befindet.

Er selbst ritt uns zur Seite und sagte uns, daß wir, an dem Ziele unserer Fahrt angelangt, eine angenehme Ueberraschung vorfinden werden.

Ich muß hier bemerken, daß Conrad unausgesetzt bemüht ist, Larnstein zu verschönern. Die alten, steilen Fahrstraßen sind beseitigt und durch neue ersetzt worden, durch Serpentinewege, welche bald den Wald und dichtes Buschwerk durchschneiden, dann wieder längs der Abhänge sich hinziehen und prachtvolle Aussichtspunkte bieten. Nachdem wir auf diesem neuen Weg ungefähr eine Meile zurückgelegt hatten, sahen wir plötzlich und unerwartet die alte Mühle vor uns liegen. Die Bäume an beiden Seiten des Weges waren umgehauen und über der Schlucht war eine sanft aufsteigende Terrasse angelegt worden, was einen eben so unerwarteten, als entzückenden Anblick bot. Zur Rechten erhebt sich schroff und steil der Niesenfelsen; eine große, weiße Wolke hüllte seinen Gipfel in flockige Schleier, so daß es aussah, als stüße der ragende Block die Himmelsdecke. Tiefblaue Schatten lagerten über dem Thale, während die Höhen uns gegenüber in helles, goldiges Licht getaucht waren.

Ganz unten erblickten wir die alte Mühle zwischen dem feuchten Gestein am Ufer des Stromes. Kein anderes Geräusch als das Brausen des Wassers unterbrach die Stille um uns her.

Wir betrachteten lange dieses herrliche Bild. Endlich mahnte uns Conrad daran, daß der Abend hereinbreche und daß wir noch die Mühle besuchen wollten. Er ritt der neuen Bergstraße zu und gab dem Kutscher den Befehl, ihm nachzufahren.

Die sanften Schwingungen des Wagens und die Stille des klaren Spätherbst-Nachmittags wiegten mich in Träumereien. Conrad ritt langsam voran. Ich bewunderte seine vornehme Haltung und sein stattliches Aussehen. Da, wo früher der alte Weg begann, ist jetzt ein Wegweiser angebracht. Wir sahen von Weitem den ausgestreckten Arm, der uns Halt zu gebieten schien. So kam es mir wenigstens vor.

Conrad befand sich eben beim Wegweiser und wollte seinen Weg fortsetzen. Da stieß er plötzlich einen heftigen Schrei aus. Ich sah, wie er die Arme erhob und sich die Augen mit der Hand bedeckte.

Er wandte im Sattel, als wenn ihn eine Kugel getroffen hätte; und einen Augenblick später lag er besinnungslos auf der Erde. Wir sprangen aus dem Wagen und eilten zu ihm. Im selben Augenblick sprang auch der Knecht, der hinter uns geritten war, vom Pferde, und kam uns zu Hilfe.

Wir hatten uns eben über Conrad gebeugt, als ein heftiges Geräusch uns erschreckte. Als wir aufblickten, sahen wir die Mühle nicht mehr. Ungefähr zwanzig Meter entfernt von uns, hatte sich ein riesiger Block vom Felsen losgelöst und lag, von einer Staubwolke verhüllt, quer über der Straße, welche wir soeben hatten passiren wollen, und verperrte den Weg. Die Pferde unseres Wagens wurden schon, rissen das Gefährte um und galoppirten in rasender Eile gegen das Schloß zurück. Später mäßigten sie den Lauf, und der Kutscher konnte sie einholen und nach Hause bringen.

Während dieser Zeit waren wir mit Conrad beschäftigt. Er kam schnell wieder zum Bewußtsein und niemand, außer mir, ahnte den wahren Grund seines Sturzes. Da er schon öfter in meiner Gegenwart von solchen Nervenkrämpfen befallen worden war, kannte ich auch die Natur dieses Anfalles.

Glücklicherweise war Conrad nicht verletzt, und wir Alle kamen mit dem Schrecken davon.

Ehe der Kutscher mit einem anderen Wagen zurückkehrte, hatten wir Zeit, uns über die Ursachen dieses Unfalles klar zu werden. Zur Herkstellung der neuen Straße war ein Stück des Felsens abgesprengt worden. Der übrig gebliebene Theil war in Folge dessen brüchig geworden und rollte ab. Wäre Conrad nicht gerade dort von seinen Krämpfen befallen worden, so wären wir genau an der Stelle gewesen, wo der Absturz erfolgte, was für uns Alle den sicheren Tod bedeutet hätte. Wir sind ihm auf eine fast wunderbare Weise entgangen.

Aus diesen Briefen geht deutlich genug hervor, wie groß die Qualen waren, unter welchen der Unglückliche zu leiden hatte.

So sehr er auch dagegen anzukämpfen suchte, er sah Dinge, welche allen Anderen unsichtbar blieben, und an welche er selbst nicht glauben wollte. Er wiederholte sich unausgesetzt, daß es Trugbilder seien, aber vergebens; die geisterhafte Hand war immer da und der geheimnißvolle Amethyst an dieser Hand fuhr fort, ihn mit seinen ägenden Strahlen zu durchdringen. Er sah ihn nicht immer; — im Gegentheile. Er hatte wiederholt versucht, den Ring vor seinem Gesichtskreis erscheinen zu lassen, hatte ihn zu sehen gewünscht. Es gelang ihm aber trotz aller Anspannung seiner Einbildungskraft nicht, das zu erreichen. Er hatte es schon sehr oft versucht; denn er war der Meinung, daß, wenn es ihm einmal gelänge, die Erscheinung durch seinen Willen heraufzubeschwören, der Zauber gebrochen und er dann auch im Stande wäre, den Ring für immer aus seinem Gedankenkreise zu verbannen.

Da dieser Versuch schlichselig, versuchte er eine zeitlang, sich an den Spuk, den er freiwillig weder hervorbringen noch verschwinden konnte, zu gewöhnen. Er hoffte, auf diesem Wege seine Angstgefühle bekämpfen zu können. Er suchte, sich auf den Anblick einzulassen. Aber auch das war vergebens. Gerade, wenn er am wenigsten an die Erscheinung

dachte und die Erinnerung an sie zu verblasen anfing, war sie da, unerwartet, plötzlich, und sein geistiges und körperliches Sein immermehr erschütternd.

Inmitten der heftigsten, erbittertsten Kämpfe, hatte er diese Geisterhand gesehen. Er hatte gesehen, daß sie den Flintenlauf abwendete, der auf sein Haupt gerichtet war. In den Wäldern von Varnstein, während nichts auf das Herannahen der Katastrophe hindeutete, der er unzweifelhaft zum Opfer gefallen wäre, hatte sie ihn, von der Höhe des Wegweisers, herab, gezwungen, stille zu halten. Selbst bei dieser Schachpartie, welcher er symbolische Bedeutung beilegte, hatte die gespenstische Hand seinen Willen gekrenzt und ihm bewiesen, daß sie die Mächtigere sei.

Wird die schreckliche Erscheinung ihre Thätigkeit fortsetzen? Wird sie sich immer nur ihm allein zeigen, oder später auch Anderen? Diese Fragen und Zweifel peinigten ihn unansetzbar und sein Leben verfloß in fieberhafter Erregung, zwischen entsetzlicher Furcht und immer wieder neuwachsender Hoffnung schwankend. Er grübelte und forschte Tag und Nacht. Er wiederholte sich immer wieder, daß jede Wirkung eine Ursache haben müsse, daß die Ursache dieser Wirkung aber nicht faßbar, nicht festzustellen sei, daß sie also nicht existire, und daß daher auch die Wirkung selbst nicht vorhanden sein könne, daß es nur Sinnestäuschungen, Hallucinationen seien, was ihn so erschrecke. Dann aber versagte ihm wieder dieser Trost; er sah sich in der Gewalt eines überirdischen Wesens, einer höheren Macht, und es war kein erbarmungsvoller Gott, der über ihm waltete, es war die rächende und strafende Hand des unerbittlichen Seb Kronos.

X.

Der Hochzeitsstag.

Der Tag, an welchem Conrad's und Juliette's Hochzeit stattfinden sollte, war herangekommen. Es war ein wolkenloser, herrlicher Sonntag. Die Trauung sollte in der Schloßkapelle stattfinden, und nur wenige Gäste, die intimsten Freunde des Hauses, waren geladen.

Conrad hatte das Gefühl, daß dieses Ereignis einen Wendepunkt in seinem Leben bedeuten werde. Er war auch darauf gefaßt, die unheimliche Erscheinung wiederzusehen. Er suchte sich auf dieses Schrecknis vorzubereiten, indem er sich fortwährend im Geiste damit beschäftigte. Der Augenblick sollte ihn nicht unvorbereitet finden.

In dieser Gemüthsstimmung trat er an der Seite seiner Braut zu dem Altar. Seine Gedanken waren nicht in dem Heiligthum. Er erwartete das Gespenst und bereitete sich unansetzbar auf den unerträglichen Anblick vor. Zum erstenmale fühlte er sich stark genug, seinem heftigen Widerstand leisten können. Er spähte nach allen Richtungen aus, um von dem feindlichen Gespenst nicht überrascht zu werden. Wenn er nur rechtzeitig Kenntnis von dessen Nahen hatte, dann sollte es geschlagen sein, ehe der Kampf begann.

Die Trauung fand mit großer Feierlichkeit statt. Der Augenblick des Segens war gekommen und der Priester forderte das Brautpaar auf, die Hände ineinander zu legen.

Conrad ließ nochmals den Blick in alle Ecken und Winkel der Kapelle gleiten. Er drang in jede Lücke, prüfte jeden Riß, er folgte den Staubatomen, die sich in dem Sonnenstrahl wiegten. Das Ergebnis der Prüfung war befriedigend, er konnte ruhig sein, das Feld war frei.

Eben streckte er die Hand aus, um sie Juliette als Zeichen der dauernden Vereinigung zu reichen, da plötzlich war es da, dicht neben ihm, und legte die gespenstische Rechte in die offene Hand Juliette's. Es war die Hand seines Bruders, die Hand Felix!

Der Unglückliche versuchte die Finger des Todten von der Hand seiner Braut fortzureißen — er vermochte es nicht. Der Amethyst, von welchem heiße Strahlen ausgingen, machte es unmöglich und leise drangen in seine gequälte Seele die oft gehörten Worte:

Kämpfe nicht gegen die Hand des Seb Kronos!

Er wollte sich dagegen auflehnen; verzweiflungsvoll raffte er seine letzten Kräfte zusammen — vergebens. Es war, als ob ihn eine Lähmung erfaßt hätte; er war unfähig geworden, seinen Willen auszuführen.

Der Priester sprach den Segen über die Neuvermählten und Conrad's Lippen wiederholten mechanisch die Eidesformel.

Die Feier war zu Ende und nach Religion und Gesetz waren Conrad und Juliette Mann und Weib. Er hatte tapfer ausgeharrt, bis zum Ende, obgleich er fühlte, daß er der Erschöpfung nahe sei. Blutwellen stiegen in ihm auf und nieder, und obgleich er sich noch Herr seiner selbst fühlte, sah er doch den baldigen Eintritt einer Katastrophe voraus.

Außerlich ruhig, führte er seine junge Frau in den Speisesaal und nahm mit heiterer Miene die Glückwünsche der versammelten Gäste entgegen. Nach einiger Zeit aber verließ er unbemerkt den Saal und begab sich, gefolgt von seinem alten treuen Diener, in die Wohnräume, die am anderen Ende des Hauses lagen.

„Schnell,“ sagte er zu dem Diener, „bringe aus dem Garten — aus dem Stalle — woher immer — vier große und starke Männer herauf. Du kannst zehn Minuten ausbleiben, um sie zu holen. Aber nicht länger. Und bringe Stricke mit — die allerstärksten, die da sind, — schnell!“

Der Diener war gewohnt, rasch und ohne Antwort die Befehle seines Herrn zu befolgen. Er hätte auch einen Hecker gebracht, wenn Conrad es ihm angeordnet hätte, oder hätte mindestens alles aufgeboten, um einen solchen zur Stelle zu schaffen. Zu weniger, als der vorgeschriebenen Zeit, waren vier Männer und Stricke da. Nun befaß der Graf den Leuten, die Thüre zu versperren, was befolgt wurde. Conrad stand jetzt am Fußende seines Bettes. Dieses war ein alterthümliches, mit geschnitzten Säulen reich verziertes Möbelstück, an welchem dicke Vorhänge befestigt waren. Mit dem rechten Arm umklammerte Conrad eine der massiven Säulen, welche den Baldachin stützten. Sein Antlitz war todtbleich.

„Bindet mich jetzt!“ rief er. „Hier! Die Hände und Füße — schnell!“ Diese Worte wurden mit ersticker Stimme gesprochen, denn seine Zähne waren fest ineinandergespreßt und er holte nur mit großer Mühe Athem. (Schluß folgt.)

Correspondenz der „Wiener Mode“.

Frau v. B. in Berlin. Wir erfinden keine Zuschrift für die Correspondenz, wir sind im Gegentheil nicht imstande, alle Briefe zu erledigen. Noch weniger haben wir je eine Dame dazu animirt das Costum „Wiener Mode“ zu wählen, obwohl wir während des Carnevals in unzähligen Fällen zu Rathe gezogen wurden. Wir geben hiemit zwei derartige „Wiener Mode“-Costume wieder. Die Dame mit dem Stab (Fig. A.) hat am Prager Concordiaballe allgemeines Wohlgefallen erregt, während das andere Costume (Fig. B.) am G'schnasfest der Wiener Künstlergenossenschaft viel bewundert wurde. Es sind dies zwei Feste, die von der allerbesten Gesellschaft, ja der geistigen Elite der beiden Städte, besucht werden und zu denen man nur durch Einführung Zutritt erlangen kann.

Eine Emancipirte. Sie möchten gerne wissen, ob ein Roman, der beiläufig: „Was die Fosen erzählen“ oder ähnlich heißt, existirt. Ja, verehrtes, junges Fräulein, allwissend sind wir denn doch nicht; wenn Sie selbst den genauen Titel des Werkes nicht kennen, woher sollen wir dann wissen, ob ein ähnliches existirt!

Von v. S. in Wien. Unser Blatt beschäftigt sich nicht mit Politik und so können wir zu unserem Bedauern Ihren Wunsch nicht erfüllen und die verlangte Serie von Artikeln für das Wahlrecht und die Wahlbarkeit der Frauen zu politischen und kommunalen Aemtern nicht publiziren. Ihre Bemerkung, daß es in Wien anders aussehn würde, wenn im Gemeinderathe Frauen säßen, ist nur zu sehr richtig.

Mella K. in Wien. Sie geben in ihrer Correspondenz der „Wiener Mode“ so vielen freundlichen Rath; vielleicht können Sie auch mir rathen. Ich möchte meine Eltern gerne aufmerksam machen, daß der von mir geliebte Mann um mich werben wird.

Ich fürchte aber, daß meine Eltern ihn abweisen werden und da möchte ich Sie bitten, wie ich das Abweisen verhindern kann.

Wir bedauern, liebes Fräulein, Ihnen keinen Rath ertheilen zu können, weil Sie nicht Abonnentin der „Wiener Mode“ sind und nicht einmal erwähnen, ob wenigstens ihre Cousine, Tante oder Großmama unser Blatt hält. Wenn Ihr Bewerber abgewiesen wird, nimmt er vielleicht später eine unserer Abonnentinnen, oder die Tochter, Cousine, Nichte einer solchen. Wir haben nur die Pflicht, diese mit Männern zu versorgen. Frau vom Meere. Zum Entfernen des Rostes von Stahlgegenständen wird Salzsäure angewendet, doch muß man bei dem Santiren sehr vorsichtig sein; die Säure kann mit einem Pinsel aufgetragen und dann mit einem Leinwandlappen abgerieben werden. Den gewünschten Schnitt erhalten Sie bei Einlieferung Ihres Abonnementsnachweises gratis. Schriftbeurtheilungen übernehmen wir nicht mehr.

Rudi. Bin seit kurzer Zeit Braut und mein Eugen hat in kurzer Zeit Geburtsstag, da möchte ich gerne, daß mir der Briefkastenmann ein schönes Geschenk sagt, aber etwas besonders hübsches. Wenn Du es thätest, dann habe den besten, besten Dank, und bis ich verheiratet sein werde, kannst Du mich besuchen; Du wirst sehen, was für ein guter, hübscher Mann mein Eugen ist. Außerdem erhältst Du von mir einige hübsche Gedichte. Liebe Rudi! Wir haben lange darüber nachgedacht, womit ein



Fig. A.



Fig. B.

junge Braut ihrem künftigen Gatten eine große Freude bereiten könnte; es ist uns aber nichts Gescheites eingefallen. Auch unser weiblicher Redactionsstab, an den wir uns wandten, blickte bei dieser Frage verlegen zu Boden. So müssen wir denn zu unserem größten Leidwesen auf die Gedichte verzichten. Doch halt! Wie wäre es, wenn Sie diese Ihrem Eugen zum Geburtstag bescheeren würden? Fürchten Sie nichts; so ein Bräutigam kann viel vertragen.

Treue Abonnentin in P. Ob es sich schickt, daß eine verheiratete Dame einem ledigen Herrn, mit dem sie bekannt und befreundet ist, ihre Photographie mit einem Begleitgedichte zum Andenken sendet? Nein, meine Gnädige, das schickt sich entschieden nicht.

Silber. Das Arrangement einer Feier der silbernen Hochzeit ist ein anderes als bei einem anderen Familienfeste und hängt von der Anzahl der geladenen Gäste ab. Wenn, wie Sie schreiben, der Kostenpunkt keine Rolle spielt, so thun Sie am besten, das Arrangement einem guten Restaurant zu überlassen. Bei der Feier in der Kirche werden silberne Ringe gewechselt. Sie verlangen die Angabe eines Möbelarrangements für zwei Zimmer, geben aber nicht an, was für Zimmer das sein sollen. Rasche Auskunft erhalten Sie brieflich.

Abonnentin aus Wien. Zum mehrmonatlichen Aufenthalt in der französischen Schweiz benötigt man keinen Paß. Laut eingeholten Informationen können wir Ihnen mittheilen, daß man in dortigen Pensionen um circa 6 Francs per Person täglich leben kann; vielleicht werden Sie billiger drauskommen, wenn Sie eine Privatwohnung nehmen und sich selbst verköstigen. Da kann Frühstück und Jause zu Hause gemacht werden.

Eine besorgte Schwester. Gewöhnliches Reismehlpuder ist unschädlich, Fettpuder verstopft nach öfterem Gebrauch die Poren, was das Entstehen von Mitessern nach sich zieht. Das Pudern des Haares dient zum Reinigen desselben, soll aber nicht zu oft geschehen, da es eine dem Haare schädliche Trockenheit bewirkt. Uebrigens siehe „Die Kunst schön zu bleiben“.

Abonnentin Wien. Was soll ein Mädchen thun, wenn sie zwei Anbeter besitzt und jeden gleich lieb hat? Dann soll sie warten, bis ein Dritter kommt, den sie lieber hat als die zwei.

F. E. Durch Wassertropfen auf matten Möbeln entstandene Flecken werden mit Brunnolin entfernt. Das Mittel ist in jeder Droguerie erhältlich.

A. Reif, Leipzig. Wir lassen einige ihrer Verse hier folgen.

Abendlied.

Das Taggestirn beschließt den Lauf,
Und an des Himmels Bogen
Gehn tausend güldene Sterne auf,
Kommt still der Mond gezogen;
Der Mond mit seinem bleichen Schein,
Er will der Erde Hüter sein,
Daß sie in Ruhe schlafe.
Nacht steigt des Friedens Engel sacht
Zur Menschenerde nieder,
Und wer sein Tagwerk recht vollbracht,
Dem schließt er sanft die Lider,
Daß er vergeße Sorg und Gram
Und goldne Träume womesam
Ihm durch die Seele gleiten.
Und wo zwei Herzen ohne Trug
Fern von einander schlagen,
Die wird der Traum in schnellem Flug
Bald zu einander tragen.

So schlaf mein Lieb, schlaf ruhig ein
Und träum von mir, so wie ich dein
Zu jeder Stunde denke.

Liebesorakel.

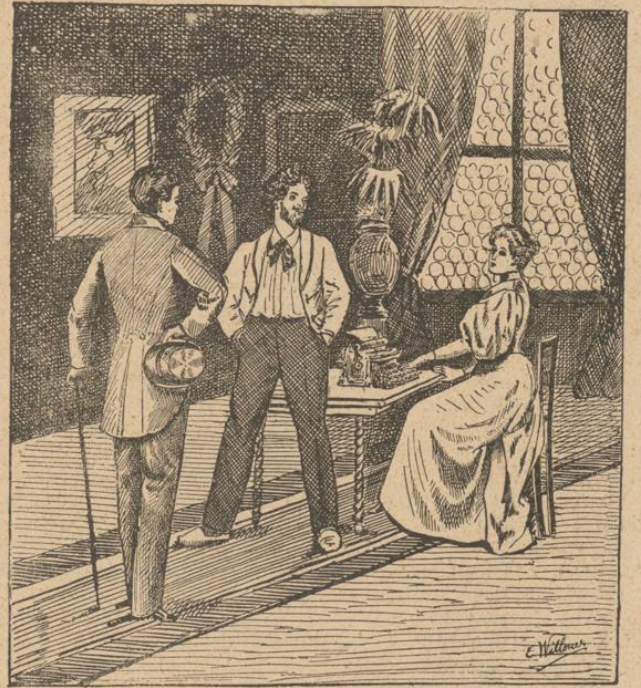
Die Sterne hab ich oft gefragt,
Ob du mich lieb hast?
Sie stehn und glühn und funkeln
Am Himmelszelt, dem dunkeln,
Und habens nicht gesagt.
Der Mond sprach auch kein Sterbenswort,
Ob du mich lieb hast?
Er macht sein altes Schelmgesicht.
Ist's ja, ist's nein? — Ich weiß es nicht.
Er neigt mich immerfort.
Mahlstübchen zupft ich aus zum Spiel.
Ob du mich lieb hast?
Nein, sagte mir das Humme.
Was weiß denn auch das Dumme
Von Lieb und Leben viel!?

Abonnement durch die Hofbuchhandlung Fink. Sie nehmen die Sache zu schwer, wengleich wir Ihnen nicht ganz Unrecht geben können.

Abonnentin in Piesting. Das Auffrischen schwarzer Spitzen oder Stickerei geschieht auf zweierlei Art: man kann die Spitzen entweder durch schwarzen Kaffee ziehen und ausgespannt trocknen, oder sie in kaltem Wasser ausdrücken und in feuchtem Zustande so in Zeitungspapier hüllen, daß je eine Lage der Spitzen zwischen zwei Zeitungsbätter zu liegen kommt. Man beschwert die eingehüllte Spitze und läßt sie einige Zeit liegen, dann wird man die Bemerkung machen, daß die Spitzen trocken und schwarz sind und das Zeitungspapier blaß geworden ist. — Die Hofbibliothek kann täglich von 9 bis 4 Uhr besucht werden. — Herr Koch, I., Schultergasse 2, kauft ausländische Marken.

Mutschi in Würzburg. In besser situirten Bürgerfamilien werden Verlobungen gewöhnlich mit einem Souper gefeiert, doch ist dies durchaus nicht als Geßez anzusehen und hängt ganz vom Belieben der betreffenden Familie ab. Es entspricht dem guten Ton, bei dieser Gelegenheit die Braut mit Blumen zu beschenken; wir hoffen, daß speciell bei Ihnen, verehrtes Fräulein Mutschi, auch ein schöner Verlobungsring nicht fehlen wird.

Für Autographen-Sammlerinnen.



A.: „Du hast eine Schreibmaschine angeschafft; dictirst du deine Dichtungen, oder deine Privatcorrespondenz?“

B.: „Keine Idee; das Fräulein schreibt den ganzen Tag meine Autogramme!“

Räthsel.

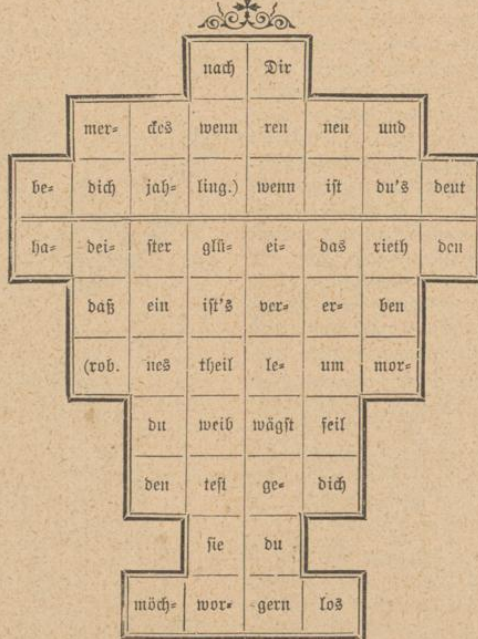
Gedenkfeier-Räthsel
zum Geburtstage einer berühmten Fürstin.
A. B.



Arithmetisches Räthsel.

Mama, Papa, Linchen und Minchen sind zusammen genau 100 Jahre alt. Linchen zählt doppelt so viel Lebensjahre als Minchen; Mama ist doppelt so alt als ihre beiden Töchterchen zusammen, und Papa ist gerade 10 Jahre vor Mama auf die Welt gekommen. Wie alt ist jedes Familienmitglied? Tante Therese.

Rösselsprung.



Logogriph.

'ne Venuspriesterin mit „H“ es war,
Mit „N“ ein Imperator und Barbar.

Scherz-Räthsel.

Vieles treib' ich,
Vieles schreib' ich,
Freunde grüß' ich,
Ehen schließ' ich,
Gaben reich' ich,
Der Schwester gleich' ich,
Der Richter kennst mich, —
Wer nennt mich? Incognito.

Lösungen der Räthsel in Heft 15.

Räthsel: Lied — Lied.
April-Rönigspromenade:
Ja, ihr schwarzen, blonden, braunen
Mädchen all', voll Eigenwill',
Wetterwendisch, voller Launen,
Gleicht ihr ganz doch dem April!
Eben noch ein Maitag, womig,
Gleich darauf decemberkalt,
Nebt auch ihr dieselbe sonig
Herzerzärtende Gewalt! Rudolf Sperring.
Bilder-Räthsel: In notwendigen Dingen herrsche Einigkeit, in zweifelhaften Freiheit und in allen Dingen die Liebe.

Schichten-Räthsel:

A S
S P A
A P I S
L A P I S
S P I T A L
P I L A T U S
Magisches Mosaik-Räthsel:





Für Haus und Küche.

Küchenzettel vom 16. bis 31. Mai.

Donnerstag: Kräuterjuppe, gefüllte Kalbsbrust mit Brunnkräutersalat, Linsentortiletten.

Freitag: Angolanisches Reibgerstel mit Parmesan in Erbsenbrühe, böhmischer Karpfen mit Knödeln, Pfannkuchen.

Samstag: Butterknödeln, überdünstetes Rindfleisch mit Dillensauce, Tirolerknödel*).

Sonntag: Hirnsuppe, Spargel, Bachhühner mit grünen Erbsen, Bechamelkuch.

Montag: Geflügelreis, Bratwürste mit Kohl, steirische Topfenmudeln**).

Dienstag: Fleckerjuppe, Kumpsteak mit Pilzlingensauce, Schneeballen mit Crème.

Mittwoch: Französische Suppe, Saftbraten mit Maccaroni, Giardinetto.

Donnerstag: Gansersuppe, Krebsz, gebratene junge Gans mit Salat, Kaffeepudding mit Oberschaum.

Freitag: Kartoffelsuppe, Krebsragout***), Dampfknödeln.

Samstag: Speckknödel in der Suppe, Rindfleisch mit Sauerampfersauce, Grieschmarrn mit Kirshen.

Sonntag: Leberreisjuppe, Spargel, gefüllter Lammsschlagel mit Hauptelsalat, Schwammerln mit Oberschaum†).

Montag: Frühlingssuppe, Koastbeef mit englischen Erbsen und Seif, Dotterkuch.

Dienstag: Maccaronijuppe, gefüllte Kohlrabi, gedünstetes Fleisch mit Kochsalat, Obst.

Mittwoch: Sauerampferjuppe, garnierte Schnitzel mit Kohlpflanzen, Spritztrauben.

Donnerstag: Lebergerstel in Wurzelbrühe, Esterhazy-Kostbraten mit Reis, Kirshenkuchen.

Freitag: Grüne Erbsenjuppe, arme Ritter mit Kohlrabi, Milchrahmküdel.

*) **Tirolerknödel.** Man schneidet 15 Deka Speck würfelig, stellt ihn auf das Feuer bis er durchsichtig ist, läßt fein gehackten Zwiebel und grüne Petersilie darin andünsten, rührt 30 Deka würfelig geschnittene Semmeln damit so lange ab, bis das Fett aufgejogen ist. Dann läßt man die Masse eine Stunde stehen, verrührt 3 Eier und $\frac{1}{4}$ Liter Milch damit, läßt sie noch eine halbe Stunde rasten und gibt dann 12 Deka fein gehackten Speck, etwas rohe Bratwürstfülle und das nöthige Mehl daran. Davons formt man 12 Knödel, kocht sie in Salzwasser und schmalzt sie mit Butter und Bröseln ab.

) **Steirische Topfenmudeln. $\frac{1}{2}$ Kilo Topfen vermengt man ungefähr mit 1 Liter Mehl, gibt Salz und 3-4 Eier dazu und macht einen weichen, nudelartigäbnlichen Teig daraus, den man zu kleinen Stücken schneidet, die man zu fingerlangen, kleinfingerdicken Rindeln wälzt. Man kocht sie in Salzwasser und gibt sie mit Bröseln und Topfen bestreut und mit Butter überschmakt zu Tisch.

***) **Krebsragout.** Man kocht 20-30 Krebsz, löst Scheeren und Schweife aus, bereitet aus Schalen und Kumpf Krebsbutter und mit dieser, grüner Petersilie und Champignons oder Pilze Butterjauce. In dieser kocht man nun das Krebsfleisch, Spargelstücken, grüne Erbsen, allenfalls etwas

Fischmilch an. Zierlich angerichtet, umgibt man das Ragout mit einem Kranz von gebadenen Carfiolröschen und Broccoli oder Häufchen grüner Erbsen. Um es dicklicher zu machen, kann man es mit 1 oder 2 Dottern legiren.

†) **Schwammerln mit Oberschaum.** Man bereitet aus leichtem Schwarzteig, mürbem Teig oder Butierteig, kleine Formen über den Schwamm- oder Pastetchen-Model und füllt diese ausgefüllt mit Oberschaum, den man mit Eingefottenem verrührt und mit Mandeln oder einigen frischen Erdbeeren bestreuen kann. Sehr nett nimmt sich auch eine große Ananaserdbeere in der Mitte des Schaumes, umgeben von Hagelzucker und Mandeln, aus.

Chocoladenpläschen. Feine Chocoladenpläschen werden im Großen in der sogenannten Pläschenmaschine gemacht, das ist ein viereckiger, eiserner Kasten mit einem durchlöchernten Boden. Dieser Kasten wird auf einen Mätteltisch gestellt und durch jedes der Löcher scheidet die Chocolate auf eine untergelegte Blechtafel. Klopft man diese, so bilden sich aus den Krümmen runde glänzende Pläschen, die man erstarren läßt und dann leicht vom Blech abnehmen kann.

Wir im Hause haben das nicht so bequem, aber nach einiger Übung können auch wir uns Pläschen in allen Größen machen. Wir nehmen eine Casserole mit spitzer Schnauze, gießen dahinein ca. $\frac{1}{2}$ Pfund flüssige Praline-Chocolate, rühren 50-100 Gramm feinen Zucker hinein, damit die Chocolate so steif wird, daß sie nur ganz langsam aus der Schnauze fließt. Jeden Tropfen läßt man auf ein Stück Weißblech fallen, und jedesmal, wenn ca. 10-20 Pläschen sich nebeneinander aufgestellt haben, klopft man das ganze Stück einige Mal kräftig auf den Tisch, damit die Pläschen Glanz bekommen. Will die Chocolate nicht leicht genug aus dem Topf heraustropfen, schneidet man mit einer Stricknadel immer einen Brödel nach dem andern ab. Die Chocolate muß eine Temperatur von 25° haben.

Makronegebäck. Daß man aus der reinen Marzipanmasse sich leicht sehr schönes Gebäck herstellen kann, ist wohl bekannt. Ich backe mir häufig zum Hausgebrauch sowohl als zum Thee, wenn ich Gäste habe, meine Makronen in runder und langer Form selber. Weil ich sie stets frisch gebaden präsentire, haben sie in den Kreisen meiner Freundinnen einen guten Ruf. Ich nehme auf 1 Pfund reine Marzipanmasse 2 Pfund gemahlene Zucker, rühre diesen mit 10-12 Eiweiß zum weichen Teig an und setze davon auf Oblaten oder Papier mit einem Löffel kleine Häufchen, lege auch wohl öfter, wie die Conditoren es thun, eine halbe Mandel darauf und backe sie in meinem Küchenbackofen.

Vorstehende Recepte haben wir dem in eleganter Ausstattung im Verlage von Otto Rahnmacher, Neubrandenburg erschienenen Büchlein »Pralinenaufbereitung am Familientische« von Eli Domo entnommen.

Eine Specialität sind die echten Provencer Tafelöle ohne Oliven- geschmack der Del-Niederlage »zum Delbaum«. (Siehe Annonce nebenaun).

Mattoni's Ciesshühler

Fr. Watzek's Lager aller in- u. ausl. Mehl-Specialitäten
befindet sich jetzt: **Wien, I., Bräunerstrasse 12, Ecke der Stallburggasse.**

Berndorfer Metallwaaren-Fabrik ARTHUR KRUPP.

VERSILBERTE TAFELGERÄTHE,

BESTECKE, TAFEL-AUFSÄTZE,

GIRANDOLS, THEE- UND KAFFEE-SERVICES
ETC. ETC.

REIN-NICKEL- KOCHGESCHIRRE.

KUNSTBRONZE.

NIEDERLAGEN:

WIEN: I., WOLLZEILE 12, I., GRABEN 12, I., BOGNER-
GASSE 2, VI., MARIAHILFERSTRASSE 19-21.
BUDAPEST, WAITZNERGASSE 25. PRAG, GRABEN 87.

Ludwig Nowotny

Handarbeits-Specialitäten-Geschäft

Wien, I., Freisingergasse 6.

Alle Arten Stickereien, Häklereien, Montirungen, wie sämtliche dazu gehörende Materialien. Auch die nicht unter meinem Namen in der »Wiener Mode« erscheinenden Handarbeiten und Arbeits-Materialien sind stets auf Lager. — Muster- und Auswahl-Sendungen auf Wunsch umgehend. 2298

HAGENBERGER Schlosskäse Theebutter.

Zu haben in allen renommirten Delicatessen- und Käse-Geschäften, Restaurants etc. etc.
Depôt: **Wien, I., Ballhausplatz 4.** 2292

Ateliers für Wohnungs-Einrichtung Brandt & Grünholz, Wien, II., Praterstr. 50.

Zur Besorgung von

Commissionen aller Art in Wien

(Einkäufen, Bestellungen, Mustersendungen u. s. w.)

wird

Frau Emma Mayer, IX./1, Wasagasse 8,

den P. T. Abonnentinnen der »Wiener Mode« als vertrauenswürdig
bestens empfohlen. 1731

WIENER MODE



Mit dem nächsten Hefte erscheint die „Wiener Kinder-Mode“ Nr. 9 sowie ein Schnittmusterbogen als Gratisbeilage.